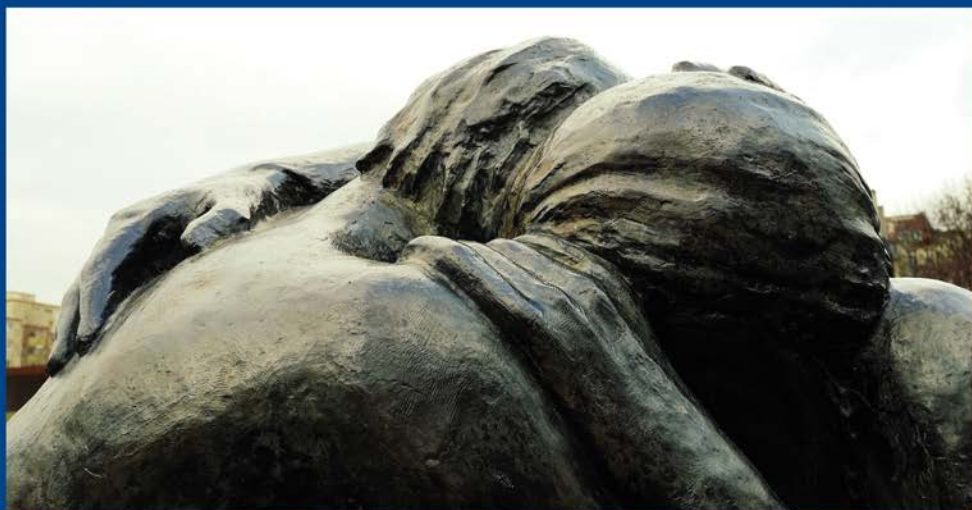


Christine G. Krüger / Victoria Fischer (Hg.)

Geschlechterzuschreibungen der (Un-)Versöhnlichkeit

Bonn University Press





unipress

Interdisziplinäre Versöhnungsforschung /
Interdisciplinary Reconciliation Studies

Band 2 / Volume 2

Herausgegeben von / Edited by
Michael Schulz und Hans-Georg Soeffner

Reihe koordiniert von / Series coordinated by
Esther Gardei

Advisory Board:

Prof. Dr. Constantin Goschler (Deutschland)

Prof. Dr. Hisashi Nasu (Japan)

Prof. Dr. Moshe Zimmermann (Israel)

Christine G. Krüger / Victoria Fischer (Hg.)

Geschlechterzuschreibungen der (Un-)Versöhnlichkeit

Mit einer Abbildung

V&R unipress

Bonn University Press

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

**Veröffentlichungen der Bonn University Press
erscheinen bei V&R unipress.**

© 2026 Brill | V&R unipress, Robert-Bosch-Breite 10, D-37079 Göttingen, info@v-r.de, ein Imprint der Brill-Gruppe

(Koninklijke Brill BV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA; Brill Asia Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland; Brill Österreich GmbH, Wien, Österreich)

Koninklijke Brill BV umfasst die Imprints Brill, Brill Nijhoff, Brill Schöningh, Brill Fink, Brill mentis, Brill Wageningen Academic, Vandenhoeck & Ruprecht, Böhlau und V&R unipress.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: <https://pixabay.com/de/photos/skulptur-umarmung-versöhnung-4788937/>
Assistenz bei der Textredaktion: Dana Reitz, Roman Hafer, Daniel Möllmann, Ilka Stein und Jan Schlossarczyk

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Birkstraße 10, D-25917 Leck

Printed in the EU.

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISSN 2940-6676 (print) | ISSN 2940-6684 (digital)

ISBN 978-3-8471-1984-5 (print)

ISBN 978-3-8470-1984-8 (digital) | ISBN 978-3-7370-1984-2 (eLibrary)

Inhalt

Victoria Fischer / Christine G. Krüger	
Einleitung	7

I. Zuschreibungen weiblicher Versöhnlichkeit als Strategie

Yvonne Blomann / Christine G. Krüger	
Die weibliche Verwundetenfürsorge und die Anfänge des Versöhnungsdenkens im Diskurs über die Humanisierung des Krieges um die Mitte des 19. Jahrhunderts	21

Esther Gardei	
Lea Grundigs <i>Deutsche Mütter</i> und Versöhnung im <i>Orient</i> (1942–1943)	39

Anna Leyrer	
„Weil die Männer eine starke Neigung haben sich zu zanken.“ Frauen als versöhnende Kraft in der politischen Kultur der frühen Bundesrepublik	51

II. Weibliche Unversöhnlichkeit

Amerigo Caruso	
„Ausbruch aus der weiblichen Friedfertigkeit“? Eine Analyse der Debatten über politische Gewalt und ihre geschlechtliche Aufladung im späten 19. Jahrhundert und in den 1970er Jahren	73

Johanna Gehmacher	
Übersetzte Auseinandersetzungen. Translation als Praxis und Konfliktfeld in transnationalen feministischen Bewegungen	93

Anne D. Peiter
 „...je n'ai envie que de les mitrailler!“ Unversöhnlichkeit in Zeugnissen
 von überlebenden Frauen und Mädchen des Tutsizids in Ruanda 115

III. Individuelle Freundschaften und Paarbeziehungen und kollektive (Un-)Versöhnlichkeit

Christoph Lorke
 „Mischehen“ als Brückenbau? Debatten um binationale und
 interkulturelle Paarbeziehungen in Deutschland (1870–1930) 131

Anne Callahan / Nina Silber
 The Romance of Reunion in Post-Civil War U.S. Fiction 153

IV. Geschlecht in der Aufarbeitung gewaltsamer Konflikte

Rosario Figari Layús
 Wahrheitskommissionen und geschlechtsspezifische Gewalt in
 Lateinamerika: Ein Instrument transformativer Gerechtigkeit? 177

María Fernanda Lanfranco González / Raúl Burgos
 Contested Reconciliation: Women's Voices and Human Rights During
 Chile's Transition to Democracy 203

James Krull
 Trauer als Akt der Versöhnung: Weltkriegsgedenken und Gender 225

Autor:innenverzeichnis 247

Einleitung

„Mutti und ich sehen immer noch diese Frau mit dem vom Schmerz zerfurchten Gesicht vor uns. Ich werde ihre Augen, die so viele Tränen vergossen haben, nie vergessen können. Sie hat Mutti umarmt!“¹, so schilderte Vinzenz Kremp, der sich als ehemaliger deutscher Wehrmachtssoldat seit den 1970er Jahren mit großem Einsatz um eine deutsch-französische Versöhnung bemühte, dem Pfarrer des Ortes Oradour sur Glâne eine Begegnung, die ihn stark berührte. Für Kremp war es ein bedeutsames und zukunftsweisendes Zeichen, dass sich die Mutter eines von der Waffen-SS 1944 ermordeten Mädchens bereit zeigte, seine eigene Mutter in die Arme zu schließen. Ungeachtet aller Beschwörungen der deutsch-französischen Freundschaft seitens der Regierungen, wehrten sich viele der Hinterbliebenen von Oradour noch Jahrzehnte nach dem Massaker gegen den Gedanken einer Versöhnung beider Nationen. Die Unversöhnlichkeit begründete sich nicht zuletzt daraus, dass in Oradour vor allem Frauen und Kinder auf grausamste Weise ermordet worden waren. Aber ebenso wie das Geschlecht der Opfer eine Rolle spielte, galt dies auch für dasjenige der Täter: An den Händen deutscher Männer „klebe Blut“, so begründete dieselbe französische Frau, die Kremps Mutter in den siebziger Jahren umarmt hatte, etwa zehn Jahre nach dieser Begegnung, weshalb sie ihm selbst weiterhin nicht die Hand reichen und noch nicht einmal seinen etwa einjährigen Enkelsohn berühren mochte.²

Während die massiven geschlechtsspezifischen Unterschiede, von denen Gewalt vielfach geprägt ist, in der Geschichtswissenschaft als gut erforscht gelten können, trifft dies in sehr viel geringerem Maße für Postkonfliktsituationen zu, in denen formal beendete Konflikte entweder allmählich überwunden werden oder aber in veränderter Form fortleben. Allgemein sind „Versöhnung“ sowie „Versöhnlichkeit“ oder „Unversöhnlichkeit“ bislang relativ selten zum Gegen-

1 Zit. nach Erkenbrecher, A., *Oradour und die Deutschen: Geschichtsrevisionismus, strafrechtliche Verfolgung, Entschädigungszahlungen und Versöhnungsgesten ab 1949*, Berlin/Boston 2023, S. 551.

2 Zit. nach Erkenbrecher, S. 551f.

stand historischer Studien geworden.³ Dies steht im Kontrast zu anderen Disziplinen und insbesondere den Sozial- und Politikwissenschaften, in denen „Versöhnung“ beziehungsweise „reconciliation“ bereits seit den 1990er Jahren ein etabliertes Forschungsfeld.⁴ Die bisherige Zurückhaltung seitens der Geschichtswissenschaft ist vermutlich vor allem auf die tendenziell normative Aufladung des Begriffs der „Versöhnung“ zurückzuführen. Da Historiker:innen in der Regel historische Wandelbarkeit betonen, erscheinen normative Konzepte für sie als analytische Kategorie problematisch. Das gilt im Falle des Begriffs „Versöhnung“ insbesondere auch aufgrund dessen religiöser Konnotation, die im Deutschen noch stärker mitschwingt als in anderen europäischen Sprachen.

Tatsächlich ist es schwierig, begriffliche Entsprechungen zu finden, mit denen das Konzept in Sprachen oder Kulturen übersetzt werden kann, die nicht von der christlichen oder jüdischen Tradition geprägt sind.⁵ Die meisten Definitionen unterscheiden Versöhnung von Frieden. Sie betonen, dass Versöhnung als nachhaltiger Prozess über den bloßen Friedensschluss oder zumindest über das hinausgeht, was John Galtung als „negativen Frieden“ bezeichnet hat – also das Schweigen der Waffen.⁶ Versöhnung bezieht sich auf die Herstellung gewaltfreier oder sogar kooperativer beziehungsweise freundschaftlicher Beziehungen zwischen den ehemaligen Konfliktparteien. Vom Frieden unterscheidet sie sich, weil letzterer erzwungen werden kann, Versöhnung hingegen nur auf freiwilliger Basis erfolgen kann.⁷

Das Fehlen eines neutraleren Begriffs mag als problematisch angesehen werden, sollte aber nicht dazu führen, das Phänomen, das damit erfasst werden soll, unbeachtet zu lassen. Denn auch wenn Vorstellungen von „Versöhnung“ stark normativ aufgeladen waren beziehungsweise noch sind, hatten und haben sie einen weitreichenden Einfluss auf die Art und Weise, wie die Zeitgenoss:innen in christlich geprägten Kontexten Konflikte zu überwinden suchten. Die Skepsis der Historiker:innen gegenüber dem Konzept kann hier durchaus produktiv für die Forschung genutzt werden: Indem die Einnahme einer historischen Per-

3 Eine Ausnahme bildet der deutsch-französische Fall, zu dem insbesondere Corine Defrance umfangreiche Forschungen vorgelegt hat. Grundlegend etwa: Defrance, C., *Wege der Verständigung zwischen Deutschen und Franzosen nach 1945 zivilgesellschaftliche Annäherungen*, Tübingen 2010.

4 Grundlegend etwa Bloomfield, D. u. T. Luc Huyse (Hg.), *Reconciliation After Violent Conflict. A Handbook*, Stockholm 2003; Lederach, J. P., *Building Peace. Sustainable Reconciliation in Divided Societies*, Washington D.C. 2008.

5 Soeffner, H.-G., *Konzept, regulative Idee, Utopie. Der Begriff Versöhnung in kulturvergleichender Perspektive – Überlegungen zum theoretischen Rahmen des Bonner Versöhnungsprojektes*, in: E. Gardei, M. Schulz, H.-G. Soeffner (Hg.), *Versöhnung. Theorie und Empirie*, Göttingen 2023, S. 13–30.

6 Galtung, J., *Friedensforschung. Vergangenheitserfahrung und Zukunftsperspektiven*, in: ders., *Strukturelle Gewalt*, Reinbek 1975, S. 37–59.

7 Soeffner, *Konzept*, S. 18.

spektive das Bewusstsein für die historische Prägung, aber auch für die Veränderbarkeit des Versöhnungsbegriffs schärft, kann sie dazu beitragen, die damit verbundenen normativen Annahmen kritisch zu hinterfragen und ihre Zeit- und Wertgebundenheit offen zu legen. Dies ist eines der Ziele dieses Bandes, dessen Fokus dabei zugleich auf der geschlechtsspezifischen Dimension von Versöhnungsvorstellungen und -praktiken liegt.

Um sich dem Thema zu nähern, ist ein Blick auf die Genese des Versöhnungsbegriffs aufschlussreich. Wenn wir „Versöhnung“ aus historischem Blickwinkel betrachten, fällt uns als erstes auf, dass sie als religiöses Gebot zwar Jahrhunderte alt ist, die Idee der kollektiven Versöhnung sich jedoch als ein viel jüngeres historisches Phänomen erweist.⁸ Wir haben Quellen aus der Zeit nach vormodernen Kriegen, in denen Versöhnung gefordert wurde, aber es blieb bei der Idee einer *individuellen* Versöhnung der Herrschenden. Ein prominentes und gut erforschtes Beispiel dafür ist der Westfälische Frieden.⁹

Die Voraussetzung für die Idee der *kollektiven* Versöhnung auf internationaler Ebene scheint die Vorstellung einer kollektiven Feindschaft gewesen zu sein, wie sie mit dem Nationalismus im 19. Jahrhundert aufkam.¹⁰ Allerdings finden wir die erste massive Beschwörung einer kollektiven Versöhnung im 19. Jahrhundert in einem innenpolitischen Kontext, und zwar nach dem Amerikanischen Bürgerkrieg.¹¹ Nach anderen Bürgerkriegen findet sich das Konzept der gesellschaftlichen Versöhnung hingegen in dieser Zeit genauso wenig wie nach internationalen Konflikten. Es lassen sich indes durchaus Tendenzen beobachten, die als Anfänge des Versöhnungsdenkens definiert werden können: So ließe sich etwa argumentieren, dass die humanitären Bemühungen des Roten Kreuzes, Verwundete unabhängig von ihrer Nationalität aus den Kampfhandlungen zu bergen und sie damit gewissermaßen der nationalen Feindschaft zu entziehen, ein Vorläufer waren.¹²

Erst während des Ersten Weltkriegs begegnen wir der Idee der kollektiven Versöhnung als explizitem politischen Ziel. Dieses wurde zunächst fast aus-

8 Le Boeuf, R.: L'idée et les méthodes de la réconciliation dans les traités de paix: Le point de vue d'un juriste, in: Couderc, A. et al., *La réconciliation. Histoire d'un concept entre oubli et mémoire (L'Allemagne dans les relations internationales 18)*, Brüssel et al. 2022, S. 35–51, hier S. 37.

9 Gantet, C. u. M.-T. Mourey, *Autour de la paix de Westphalie (1648): Textes, images et rituels de la réconciliation*, in: Couderc et al., *La réconciliation*, S. 53–74, hier S. 55.

10 Siehe dazu den Beitrag Bloman/Krüger in diesem Band.

11 Cook, R., *The Quarrel Forgotten? Toward a Clearer Understanding of Sectional Reconciliation*, in: *Journal of the Civil War Era* 6/3 (2026), S. 413–436.

12 Siehe dazu den Beitrag Bloman/Krüger in diesem Band, sowie Defrance, C., *La réconciliation. Entre mémoire et oubli, entre passé et avenir. Un essai de conclusion*, in: Couderc et al., *La réconciliation*, S. 327–348, hier S. 329.

schließlich in der Friedensbewegung beschworen.¹³ Die ersten Versöhnungsinitiativen gingen in der Zwischenkriegszeit von der Zivilgesellschaft aus. Nach dem Zweiten Weltkrieg nahm die Zahl solcher Initiativen in Europa zu. Gleichzeitig unterstützten auch Politik und Diplomatie zunehmend die Zielsetzung der bi- oder internationalen Versöhnung. Seit den 1970er Jahren wird der Begriff „Versöhnung“ auch in diplomatischen Dokumenten verwendet.¹⁴ Als politischer Leitbegriff auf internationaler Ebene taucht Versöhnung schließlich seit den 1990er Jahren immer wieder auf und wird nicht zuletzt von Seiten der Vereinten Nationen propagiert. Die 1990er Jahre können als Zeit eines globalen Umbruchs gelten: Sie brachten nicht nur das Abklingen des Kalten Krieges, sondern – teilweise, aber nicht immer damit verbunden – das Ende von verschiedensten „heißen“ Kriegen sowie auch von zahlreichen Bürgerkriegen und Diktaturen weltweit. Die Hoffnungen, die aus dieser Entwicklung erwachsen, erklären möglicherweise die Zuversicht, Versöhnung könne den Weg in eine friedliche Zukunft ebnen. Sie spiegelte sich in einer hohen Bereitschaft zu öffentlichen Entschuldigungen von Staatsoberhäuptern.¹⁵ In der Forschung wurden die 1990er Jahre daher auch als „Age of Apology“ bezeichnet.¹⁶ Zugleich erschütterten in dieser Zeit auch neue Kriege vor allem im ehemaligen Jugoslawien und in Ruanda die Weltöffentlichkeit – auch dieser gegenläufige Trend trug zum Interesse am Thema „Versöhnung“ bei.

So wurde Versöhnung in den 1990er Jahren auch zu einem Analysekonzept und -gegenstand der Wissenschaft. Auffällig ist jedoch, dass der Kategorie des Geschlechts in diesem Forschungsbereich relativ wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Das gilt auch für die wenigen historischen Studien in diesem Feld.¹⁷ Das wachsende Interesse an Versöhnung erstreckte sich in der Regel anfänglich auf die politische Geschichte, in der zunächst männliche Akteure in den Blick rückten. Vor allem die internationale Versöhnung nach dem Zweiten Weltkrieg wurde mit führenden Persönlichkeiten aus der politischen Sphäre assoziiert, wie sich das etwa in den Bildikonen spiegelt, zu denen die Begeg-

13 Moll, N., Für einen offensiv-konstruktiven Umgang mit der Schuldfrage: Die Zeitschrift „Die Versöhnung“ und ihr gesellschaftspolitisches Engagement während und nach dem Ersten Weltkrieg (1917–1919), in: Couderc et al., *La réconciliation*, S. 135–153.

14 Le Boeuf, *L’idée*, S. 38.

15 Zoodmsa, M. u. J. Schaafsma, Examining the ‚Age of Apology‘: Insights from the Political Apology Database, in: *Journal of peace research* 59/3 (2022), S. 436–448.

16 Zum Beispiel ebd.

17 Für die Friedens- und Konfliktforschung liegen hier zwar etliche Werke vor, betonen aber ebenfalls noch weiteren Forschungsbedarf: Kaufman, J. P. u. K. P. Williams (Hg.), *Women, Gender Equality, and Post-Conflict Transformation. Lessons Learned, Implications for the Future*, London 2017; Scherzberg, L., *Keine Aufarbeitung ohne die „Kategorie Geschlecht“! Die Notwendigkeit des „Gender-Blicks“ für Aufarbeitung der Vergangenheit, „Transitional Justice“ und Versöhnung*, in: Pękala, U. (Hg.), *Ringens um Versöhnung 2. Versöhnungsprozesse zwischen Religion, Politik und Gesellschaft*, Göttingen 2019, S. 45–68.

nungen zwischen Adenauer und De Gaulle, Kohl und Mitterrand oder der Kniefall Brandts geworden sind.¹⁸ Die 1990er Jahre waren eine Zeit, in der die transnationale Vernetzung zunahm: Der Aufstieg des Internets, engere wirtschaftliche Beziehungen, Tourismus, Schul- und Studienaustausche oder eine wachsende Zahl binationaler Ehen schienen eine auf einem kooperativen Miteinander beruhende Weltgemeinschaft zu fördern. Der hier von Frauen geleistete Beitrag zu Versöhnungsprozessen hinterließ keine Bildikonen.

Eine weitere Erklärung liegt darin, dass Frauen in Konflikten oft vor allem als Opfer betrachtet wurden. Die Tatsache, dass sie auch als politische Akteurinnen auftraten, wurde demgegenüber ausgeblendet. So konnte die Unversöhnlichkeit von Frauen als Ausnahmefall abgetan werden, während zugleich geschlechtsspezifische Eigenheiten bestimmter Versöhnungsinitiativen übersehen wurden. Hinzu kam, dass einige Aktivistinnen, die sich beispielsweise in Graswurzelinitiativen organisierten, die Öffentlichkeit scheuten, zum einen, weil sie fürchteten, die öffentliche Aufmerksamkeit könne den Erfolg ihrer Bemühungen gefährden, zum anderen aber nicht selten auch aufgrund eines traditionellen Verständnisses ihrer Geschlechterrolle.¹⁹ Daher blieben sie für die Forschung tendenziell unsichtbar. Schließlich wurde und wird weiblicher Aktivismus von Teilen der Öffentlichkeit auch bewusst marginalisiert oder trivialisiert, was sich ebenfalls in der Forschungskonjunktur niedergeschlagen hat.²⁰

Trotz dieser Erklärungen bleibt das mangelnde Interesse an geschlechtsspezifischen Ausprägungen für die Versöhnung überraschend, bedenkt man, dass die Bedeutung von Geschlecht in gewaltsamen Konflikten seit langem gut erforscht ist.²¹ Wie es das einleitende Beispiel veranschaulicht, wurde und wird

18 Zu bewusst Ikonen produzierenden Inszenierungen der deutsch-französischen Freundschaft, bzw. zum „self-celebrating“ derselben, Defrance, C., *Between „Rapprochement“ and „Reconciliation“: The Lessons of Franco-German History in the Twentieth Century*, in: Helfer, F. et al. (Hg.): *Overcoming Conflict. History Teaching – Peace Building – Reconciliation*, Wiesbaden 2023, S. 15–35, hier S. 23–28.

19 Pouzol, V., *Clandestines de La Paix. Israéliennes et Palestiniennes Contre La Guerre*, Paris 2008; Pouzol, V., *Rejecting the Cycle of Violence: When Women Say No to War (Israel-Palestine 1987–2013)*, in: Diogenes (English ed.), 61/3–4 (2014), S. 97–111; Kirby, D., *Religious Women and the Northern Ireland Troubles*, in: *Journal of religious history* 45/3 (2021), S. 412–434, hier S. 422–425.

20 Sjöberg, L., *Women living in a gendered world*, in: Williams (Hg.), *Women, Gender Equality*, S. 15–33; Pouzol, *Rejecting*. Hier sehen wir eine Parallele zur Gewalt gegen Frauen, die ebenso der Marginalisierung unterliegen konnte, wie etwa im Falle der sogenannten chinesischen oder koreanischen „Trostfrauen“: Da Prostitution in der frühen Nachkriegszeit in fast allen Armeen als notwendige Begleiterscheinung von Kriegen galt, erregte die japanische Zwangsprostitution in der Weltöffentlichkeit zunächst nur wenig Empörung, vgl. Zöllner, R., *Wahrheitseffekte und Widerstreit die „Trostfrauen“ und ihre Denkmäler*. München 2021.

21 Die Literatur hierzu ist inzwischen unüberschaubar. Exemplarisch hier nur: Fabre-Serris, J. u. A. Keith (Hg.): *Women and War in Antiquity*, Baltimore 2015; Carden-Coyne, A. (Hg.),

Gewalt, wenn sie sich gegen Frauen richtet, anders bewertet als Gewalt gegen Männer. Ebenso unterscheidet sich die gesellschaftliche Wahrnehmung von Gewalt, die von Frauen ausgeübt wird, von derjenigen, die auf männliche Täter zurückgeht.²² Die Wahrnehmung spiegelt sich in der Praxis. So lässt sich auch beobachten, dass Gewalt geschlechtsspezifisch unterschiedlich ausgeübt und erlitten wird. Besonders deutlich werden die geschlechtsspezifischen Unterschiede im Falle sexualisierter Gewalt, die sich oftmals in erster Linie gegen Frauen richtet. Gerade Vergewaltigungen als Kriegswaffe konnten dazu beitragen, die Gräben zwischen den Konfliktparteien bis zur Unversöhnlichkeit zu vertiefen.²³ Nicht selten blieben Vergewaltigungen dabei ein unausgesprochenes Tabuthema, das sich darum dennoch beträchtlich auf das Verhältnis zwischen den ehemaligen Kriegsparteien auswirken konnte. Wie im Falle der koreanischen „Trostfrauen“ können die mit dem Tabu belegten Traumata noch Jahrzehnte weiterschweben und mitunter erst mit zeitlichem Abstand zum Hindernis für Versöhnungsbemühungen werden.²⁴

Geschlechtsspezifische Wahrnehmungen und Praktiken der Gewalt wie auch der Versöhnung lassen sich historisch weit zurückverfolgen – ein viel rezipiertes Beispiel für weiblich konnotierte Versöhnung in der antiken Mythologie sind die Sabinerinnen. Die Römer hatten Sabinische Jungfrauen entführt, um mit ihnen Familien zu gründen. Römer und Sabiner standen sich von da an feindlich gegenüber und in dem Krieg, zu dem es schließlich kam, setzten sich die Sabinerinnen zum Wohle ihrer Familien in beiden Lagern erfolgreich für Frieden und Versöhnung ein. Es ist kein Zufall, dass dieser Mythos im 19. Jahrhundert viel rezipiert wurde.²⁵ Denn in dieser Zeit wurden geschlechterspezifische Divergenzen in der Wahrnehmung von Krieg und Gewalt durch zwei Faktoren verstärkt: durch die europaweit zu beobachtende Verbreitung des bürgerlichen Wertekanons sowie durch die Einführung der Wehrpflicht in vielen Ländern, die nur für männliche Bürger galt.²⁶ Der militärischen Männlichkeit wurde das Ideal

Gender and Conflict since 1914 Historical and Interdisciplinary Perspectives, Basingstoke 2012.

22 Vgl. z. B. Raidt, S. R., *Geschlechter (Un)Ordnungen. NS-Verbrecherinnen vor westdeutschen Gerichten (1945–1952)*, Baden-Baden 2025.

23 Heinemann, E., Introduction: The History of Sexual Violence in Conflict Zones, in: dies. (Hg.), *Sexual Violence in Conflict Zones: From the Ancient World to the Era of Human Rights*, Philadelphia 2011, S. 1–22, hier S. 10.

24 Research Team of the War and Women’s Human Rights Center (Hg.), *Women’s Human Rights Center et al. Stories That Make History: The Experience and Memories of the Japanese Military ‚Comfort Girls-Women‘*, München 2020.

25 Dülffer, J. u. R. Frank (Hg.), *Peace, War and Gender from Antiquity to the Present, Cross Cultural Perspectives*, Essen 2009; zur Rezeption des Raubs der Sabinerinnen z. B. Coen, R. N., *David’s Sabine Women In The Wild West*, in: *Great Plains Quarterly* 2/2 (1982), S. 67–76.

26 Frevert, U., *Die kasernierte Nation: Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland*, München 2001.

einer versöhnlichen, friedliebenden Weiblichkeit gegenübergestellt. Die vermeintliche Friedfertigkeit von Frauen wurde aus einer angeblichen biologischen Veranlagung abgeleitet, nämlich aus ihrer Rolle als Mütter. Die entstehende Frauen-Friedensbewegung etwa übernahm diese Rollenbilder um soldatisches Töten mit der mütterlichen Fürsorge zu kontrastieren.²⁷

Dass Frauen eine besondere Neigung zur Versöhnung haben, stellt sich schnell als Mythos heraus. Wir sehen zahlreiche historische Postkonfliktsituationen, in denen Frauen sich als besonders unversöhnlich erwiesen haben. Als prominentes Beispiel hierfür lassen sich etwa die sogenannten „Mütter von Srebrenica“ nennen.²⁸ Schon ihre Selbstbeschreibung zeigt, dass auch Frauen, die auf ihr Recht auf Unversöhnlichkeit bestanden, dies oft unter Berufung auf ihre Rolle als Mütter taten. Wie in Oradour sur Glâne konnte diese Unversöhnlichkeit aber geschlechtsspezifisch unterschiedlich ausfallen, und ebenso sind hier auch intersektionale Differenzen möglich.

Wenn wir betonen, dass Geschlechterrollen das Ergebnis kultureller Konstruktionen sind, müssen wir gleichzeitig ihren enormen Einfluss hervorheben. Es ist eine wichtige Herausforderung für Historiker:innen, die verschiedenen Wege herauszuarbeiten, auf denen Geschlechterzuweisungen in Versöhnungsprozessen Wirksamkeit entfalteten. In manchen Konstellationen konnte der Mythos ihrer „versöhnlichen Natur“ Frauen Handlungsmacht verleihen – wie im Fall der Frauenfriedensbewegung oder einiger wegweisender Frauen in der Politik.²⁹ Ebenso leicht konnte dieser Mythos jedoch auch Zwänge erzeugen oder instrumentalisiert werden. Als Beispiel hierfür ließe sich etwa ein Befriedungsversuch während des großen Hamburger Hafendarbeiterstreiks 1896/97 anführen. In Absprache mit der Hamburger Stadtverwaltung besuchte hier eine Delegation bürgerlicher Frauen eine Versammlung der Arbeiterfrauen, weil sie hoffte, diese, wie es eine der Bürgerinnen formulierte, „vom Standpunkt der Mütter aus“ zu überreden, ihre Männer zur Wiederaufnahme der Arbeit zu bewegen.³⁰ Die Arbeiterfrauen ließen sich von ihnen jedoch nicht überzeugen.

Die kurze Skizze deutet an, dass geschlechtsspezifische Zuschreibungen von Versöhnlichkeit und Unversöhnlichkeit sehr divers ausfallen konnten und dementsprechend unterschiedlich wirkten sie sich auch auf Versöhnungsprozesse aus. Ziel dieses Bandes ist es, auszuloten, wie geschlechtsspezifische Deutungs- und Handlungsmuster Versöhnungsvorstellungen und -praktiken prägten. Das

27 Zu dieser Zuschreibung siehe z. B. die Beiträge in: Dunkel, F. u. C. Schneider (Hg.), *Frauen und Frieden? Zuschreibungen – Kämpfe – Verhinderungen*, Opladen 2015.

28 Simic, O., *What Remains of Srebrenica? Motherhood, Transitional Justice and Yearning for the Truth*, in: *Journal of International Women's Studies* 10/4 (2009), S. 220–236.

29 Pouzol, *Rejecting*.

30 Krüger, C. G., *„Die Scylla und Charybdis der sozialen Frage“: Urbane Sicherheitsentwürfe in Hamburg und London (1880–1900)*, Bonn 2022, S. 214.

Buch gliedert sich in vier Abschnitte, die sowohl die individuelle, persönliche als auch die kollektive Ebene der Versöhnung betrachten, und (Un-)Versöhnlichkeit als gesellschaftlich wirkmächtige, nachgesagte Eigenschaften ebenso in den Blick nehmen wie konkrete Prozesse der Versöhnung. Die Beiträge gehen dabei von Geschlecht als sozialem, prägendem Konstrukt aus, das sowohl Vorstellungen als auch Praktiken von Versöhnung maßgeblich mitbestimmte. Da das Konzept einer kollektiven Versöhnung zur Zeit seiner Entstehung um die Mitte des 19. Jahrhunderts durch das zeitgenössisch dominante Zweigeschlechtermodell stark beeinflusst wurde, ist die in den meisten Beiträgen beschriebene Binarität der Geschlechter als in diesem Kontext historisch gewachsenes Produkt zu verstehen und stellt keinen Allgemeingültigkeitsanspruch dar.

Der erste Teil behandelt strategische Zuschreibungen weiblicher Versöhnlichkeit von etwa 1850–1950. Dass bereits in der Entstehungszeit der Vorstellung einer kollektiven Versöhnung weibliche Versöhnlichkeit als Zuschreibung instrumentalisiert wurde, zeigt der erste Beitrag von *Yvonne Blomann* und *Christine Krüger*. Anhand von Fallstudien zu Florence Nightingale und Henri Dunant analysieren sie, mit welchen unterschiedlichen Argumentationen Geschlechterzuschreibungen um die Mitte des 19. Jahrhunderts in den öffentlichen Debatten über die Versorgung verwundeter Soldaten verknüpft wurden. Der Vergleich der beiden Fallstudien zeigt, wie die Vorstellung weiblicher Versöhnlichkeit im Kontext dieser Debatten allmählich eine Aufwertung erfuhr, nicht zuletzt weil er strategisch zur Durchsetzung bestimmter Ziele verwendet wurde.

Für die Zeit des Zweiten Weltkriegs zeigt der folgende Beitrag von *Esther Gardei* umkämpfte Vorstellungen jüdischer Exilant:innen zur Versöhnung beziehungsweise zu einem Neubeginn im Verhältnis zu nichtjüdischen Deutschen. Im Mittelpunkt ihrer Ausführungen steht ein geschlechtlich konnotiertes Kunstwerk der deutsch-jüdischen Künstlerin Lea Grundig, für dessen Deutung Gardei auch deren Netzwerk im palästinensischen Exil analysiert. Grundig bemühte sich, humanistischen Idealen, deren Umsetzbarkeit und Wert angesichts der Verbrechen der Nationalsozialisten jedoch von zionistischer Seite stark in Zweifel gezogen wurden, neue Überzeugungskraft zu verleihen, indem sie die Sorge von Müttern um ihre Söhne als universale menschliche Erfahrung präsentierte.

Anna Leyrer setzt sich schließlich mit geschlechtlich konnotierten Zuschreibungen der Versöhnung auseinander, wie sie die Sozialpolitikerin Marie-Elisabeth Lüders in den späten 1950er Jahren im Deutschen Bundestag strategisch für ihre Ziele einzusetzen wusste. Hierzu analysiert Leyrer Lüders Selbstbeschreibungen als Politikerin, ihre Stellungnahmen in den Debatten um das 1957 verabschiedete „Gleichberechtigungsgesetz“ und ihre Vorstellungen zum Verhältnis von Eheleuten. Für Lüders war das Mitspracherecht der qua Geschlecht fried-

liebenden Frauen eine Voraussetzung für die nachhaltige Etablierung einer demokratischen Praxis.

Dass derlei pauschale Zuschreibungen historisch nicht haltbar sind, zeigen die drei Aufsätze des zweiten Abschnitts, der sich weiblicher Unversöhnlichkeit im 19. wie auch 20. Jahrhundert widmet. *Johanna Gehmacher* beleuchtet Chancen und Grenzen transnationaler Netzwerke von Frauenrechtsaktivistinnen um 1900, die als Grundlage für die pazifistische Arbeit einiger dieser Frauen in der Folge des Ersten Weltkriegs gesehen werden können. Besonders in der von individuellen nationalen Konventionen geprägten Kommunikation über die Ländergrenzen hinweg zeigt sich, was sich durch den wenig später folgenden ‚Great War‘ als Katalysator zu unversöhnlichen Gegensätzen potenzieren sollte. Vor diesem Hintergrund plädiert Gehmacher dafür, vor allem abreißende Korrespondenzen und abgebrochene Gespräche in den Blick zu nehmen. Sie lenkt mit ihrem Fokus auf die Kommunikations- beziehungsweise Übersetzungsprozesse die Aufmerksamkeit auf einen Aspekt, der für die Analyse von Versöhnungsprozessen noch intensiverer Aufmerksamkeit bedarf.

Debatten über politische Gewalt von Frauen stehen im Mittelpunkt des Beitrags von *Amerigo Caruso*. Im Vergleich der medialen und politischen Wahrnehmung dieser Gewalt während der ersten und zweiten Welle der Frauenbewegung in Italien und (West-)Deutschland, arbeitet er den gezielten Einsatz von Vorstellungen über Unversöhnlichkeit in öffentlichen Debatten um 1900 und 1970 heraus. Caruso argumentiert, dass die Beteiligung von Frauen an gewaltsamen Protesten als eine Eskalationsstufe betrachtet wurde, die eine friedliche Lösung unmöglich erscheinen ließ. Caruso kann zeigen, dass weibliche Gewalt im Kontext gesellschaftlicher Spannungen um die Wende vom 19. auf das 20. Jahrhundert noch mit dem zeitgenössischen Geschlechtermodell in Einklang gebracht werden konnte, während der hohe Anteil an Frauen in den Terrorgruppen der 1970er Jahre auch deshalb stärker verunsicherte, weil er mit einer Erosion der traditionellen Geschlechterordnung in Zusammenhang gebracht wurde.

Der Beitrag *Anne Peiters* diskutiert anhand von Selbstzeugnissen weiblicher Überlebender des Genozids in Ruanda die Problematik einer staatlich angeordneten und religiös untermauerten Politik der Versöhnung. Sich auf Versöhnung zu berufen, war vor allem für die Täter:innen attraktiv, um Vergebung einzufordern. Auf Seiten der Opfer rief dies Ablehnung hervor. Während die Regierung den Appell an eine Versöhnung für einen geeigneten Weg hielt, um eine Gesellschaft zu befrieden, in der Opfer und Täter:innen vielerorts in unmittelbarer Nachbarschaft zusammenleben mussten, bemühten sich überlebende Frauen, mit dieser Situation zurechtzukommen, indem sie sich in solidarischen Interessensverbänden organisierten und damit auch eine spezifisch weibliche Handlungsmacht entwickelten.

Wie Vorstellungen von Versöhnlichkeit und Unversöhnlichkeit auf persönlicher und kollektiver Ebene zusammenhängen, untersuchen die Beiträge des darauffolgenden Abschnitts. *Christoph Lorke* analysiert binationale Paarbeziehungen und Eheschließungen und fragt nach ihrem Potential für interkulturelle Versöhnung und Verständigung. Anhand von Debatten in medialen und politischen Räumen zeigt er den Wandel des Stellenwerts solcher Beziehungen von der Entstehung des Deutschen Kaiserreichs bis zum Ende der Weimarer Republik. Binationale Ehen wurden Lorke zufolge bis weit ins 20. Jahrhundert hinein kaum als Möglichkeit für eine Annäherung über die nationalen Landesgrenzen hinweg wahrgenommen. Der Beitrag arbeitet verbreitete Vorstellungen zur Vereinbarkeit oder Unvereinbarkeit verschiedener Nationalitäten oder Kulturen heraus, die auch die Grundlage für Vorstellungen von Versöhnung beziehungsweise von Unversöhnlichkeit darstellten.

Imaginierte Paarbeziehungen in belletristischen Darstellungen des amerikanischen Sezessionskriegs sind das Thema des Beitrags von *Anne Callahan* und *Nina Silber*. In der US-amerikanischen Romanliteratur des ausgehenden 19. Jahrhunderts lässt sich der Gedanke einer kollektiven Versöhnung als ein wiederkehrendes Motiv ausmachen, wobei die Wiederannäherung der gegnerischen Parteien gern als romantische Liebesgeschichte zwischen Nordstaatler und Südstaatlerin verpackt und so das Thema der kollektiven Versöhnung auf eine persönliche Ebene heruntergebrochen wurde. Am Beispiel dreier Romane legen die Autorinnen dar, dass die Entstehung dieses eigenen Genres einer gegenderten Versöhnungsliteratur von starken Wunschkonstruktionen seitens der Nordstaaten zeugte, die jedoch in der Realität nicht umsetzbar waren und in denen die Annäherung zwischen Nord und Süd außerdem mit einer Verschärfung anderer Konflikte einherging.

Der letzte Abschnitt des Bandes widmet sich der Aufarbeitung gewaltsamer Konflikte und betont dabei die in kollektiven Versöhnungsprozessen meist übergangenen Spezifika weiblicher Gewalterfahrungen. *Rosario Figari Layús* untersucht Wahrheitskommissionen in verschiedenen Ländern Lateinamerikas, die im Nachgang bewaffneter Konflikte oder autoritärer Regime als Instrument zur Aufarbeitung der Folgen von Gewaltverbrechen eingesetzt wurden. Sie zeichnet den komplexen Weg zur Integration einer Gender-Perspektive nach und legt dar, inwiefern diese nicht nur eine bislang vernachlässigte, aber bedeutende Facette der historischen Rekonstruktion darstellt, sondern unter bestimmten Voraussetzungen auch zukunftsgerichtet zu mehr Geschlechtergerechtigkeit beitragen kann. Dafür ist es ihr zufolge notwendig, sowohl die Formen geschlechtsspezifischer Gewalt als auch die vorherrschenden Geschlechterbilder in bewaffneten Konflikten zu identifizieren, auf deren Grundlage die Wahrheitskommissionen Handlungsempfehlungen formulieren können.

Ebenfalls für den lateinamerikanischen Kontext untersuchen *Raúl Burgos* und *María Fernanda Lanfranco* öffentliche Debatten über die von der Regierung eingesetzte Wahrheits- und Versöhnungskommission zur Aufarbeitung der Pinochet-Diktatur, welche die Zeit der Redemokratisierung Chiles in den 1990er Jahren prägten. Der Aufsatz beleuchtet die Reaktion verschiedener gesellschaftlicher Gruppen, und nimmt insbesondere von Frauen geführte Menschenrechtsorganisationen in den Blick, die die Haltung der Regierung zu den Versöhnungsdiskursen öffentlich in Frage stellten. Der Aufsatz arbeitet die unterschiedlichen Auffassungen von Versöhnung heraus, die in dieser Zeit in der chilenischen Öffentlichkeit miteinander konkurrierten.

In deutsch-britisch vergleichender Perspektive erörtert *James Krull* abschließend das Verhältnis von Weltkriegsgedenken, Versöhnungsvorstellungen und Geschlecht. Der Fokus der Ausführungen liegt auf der Trauer, deren Verhältnis zur Versöhnung ausgelotet wird. Krull analysiert sowohl die Narrative um trauernde als auch um betrauerte Frauen, wobei bei Letzteren zwischen passivem und aktivem Opfertum unterschieden wird. Er arbeitet heraus, was es bedeutete, dass ein heroisches Gedenken angesichts der Gräueltaten der nationalsozialistischen Diktatur und des Weltkriegs nach 1945 in der deutschen Öffentlichkeit nicht mehr möglich war.

In der Zusammenschau der vorliegenden Beiträge lassen sich zwei Tendenzen geschlechtsspezifischer Deutungs- und Handlungsmuster in der Einflussnahme auf Praktiken und Vorstellungen von Versöhnung ausmachen. Hatte sich Versöhnlichkeit im 19. Jahrhundert als vornehmlich weibliches Attribut etabliert, wurde sie gleichzeitig in den männlich konnotierten Verantwortungsbereich von Politik und Kirche verschoben, sobald sie auf kollektiver Ebene verhandelt wurde. Solange Frauen noch nicht gleichberechtigt agieren konnten, nutzten sie diese weiblichen Zuschreibungen teilweise, um den Versöhnungsgedanken von seiner vergeschlechtlichten Konnotation zu lösen und universal zu prägen. Wie persistent die geschlechtsspezifischen Deutungs- und Handlungsmuster der Versöhnung waren, zeigt der Befund, dass diese in vielen Teilen der Welt bereits gesetzlich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts fortlebten, als die rechtliche Gleichstellung von Männern und Frauen in vielen Teilen der Welt gesetzlich festgeschrieben war.

Die Aufsätze bestätigen zudem das bereits genannte genderspezifische Ungleichgewicht der Quellenlage, auf das auch Claudia Kemper schon im Hinblick auf Gewalterfahrungen hingewiesen hat.³¹ Besonders politisch prominente Versuche der Versöhnung wurden in einem männerdominierten öffentlichen Raum ausgehandelt, zu dem Frauen lange keinen gleichberechtigten Zugang

31 Kemper, C., *Männlicher Krieg und weiblicher Frieden? Geschlechterordnung von Gewalterfahrungen*, Ditzingen 2023, S. 72.

hatten. Weibliche Vorstellungen und Erfahrungen zu (Un-)Versöhnlichkeit, die nicht in die Öffentlichkeit gelangten, sowie darauf basierende Initiativen sind häufig nur unzulänglich überliefert.

Wie die hier versammelten Beiträge zeigen, ist eine Berücksichtigung der Kategorie Geschlecht für kollektive Versöhnungsprozesse gerade auch in historischer Perspektive unabdingbar. Neben dafür geschaffenen legitimierten Modellen wie einer Übergangsjustiz oder Wahrheitskommissionen ist die Anerkennung geschlechtlich konnotierter Gewalterfahrungen und eine darauffolgende entsprechend darauf ausgerichtete Aufarbeitung essenziell.³² Die historische Perspektive kann das Bewusstsein dafür schärfen, wie sehr Prozesse der Konflikttransformation weiterhin häufig von einem tradierten Rollenverständnis geprägt werden.

32 Ähnliches wurde bereits über den Friedensbegriff konstatiert, vgl. hierfür Scherzberg, Keine Aufarbeitung ohne die „Kategorie Geschlecht“, S. 67.

I. Zuschreibungen weiblicher Versöhnlichkeit als Strategie

Die weibliche Verwundetenfürsorge und die Anfänge des Versöhnungsdenkens im Diskurs über die Humanisierung des Krieges um die Mitte des 19. Jahrhunderts

Die Geschichte des Versöhnungsgedankens muss, wenn er sich nicht auf Individuen, sondern auf Kollektive bezieht, mit demjenigen der kollektiven Feindschaft zusammengedacht werden.¹ Für beide war die Zeit um die Mitte des 19. Jahrhunderts eine Schlüsselphase. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde der Nationalismus, der in den Jahrzehnten zuvor schon von einer gebildeten Minderheit propagiert worden war, vom Elitenphänomen zunehmend zu einer in weiten Bevölkerungsteilen verbreiteten Massenideologie. In Kriegszeiten erschien die nationale Feindschaft nun weithin als Selbstverständlichkeit.² Etwa zur selben Zeit begann sich jedoch auch eine Minderheit von Zeitgenossinnen und Zeitgenossen in der sich langsam formierenden Friedensbewegung zu organisieren, die den Nationalismus aufgrund seiner Neigung zu Unversöhnlichkeit und Bellizismus hinterfragte.³

Die frühe Friedensbewegung setzte vor allem auf den Aufbau internationaler Institutionen zur Kriegsprävention. Wie sich im Nachgang eines kriegerischen Konflikts der Nationalhass bekämpfen und wieder eine vertrauensbasierte oder gar freundschaftliche Beziehung aufbauen lasse, war für sie in ihrer Anfangszeit indes noch kein vordringliches Anliegen. Das Bestreben, den Nationalhass zu überwinden, findet sich in den 1850er und 1860er Jahren jedoch als Teil der Bemühungen um eine Humanisierung des Krieges.

Welche Rolle die Projektion von Geschlechterrollen auf Krieg und Frieden für die Friedensbewegung spielte, haben Historikerinnen und Historiker bereits seit langem zu ihrem Untersuchungsgegenstand gemacht. Im Folgenden soll es in der Erweiterung dazu darum gehen, auch die Anfänge des Versöhnungsdenkens aus

1 Geiss, P. u. M. Rohrschneider, Transfers und Modelle: Aspekte von Versöhnung in geschichtswissenschaftlicher Perspektive, in: Gardei, E., M. Schulz u. H-G. Soeffner (Hg.), *Versöhnung. Theorie und Empirie*, Göttingen 2023, S. 175–206, S. 187.

2 Jeismann, M., *Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792–1918*, Stuttgart 1992.

3 Holl, K., *Pazifismus in Deutschland*, Frankfurt a.M. 1988; Riesenberger, D., *Geschichte der Friedensbewegung in Deutschland von den Anfängen bis 1933*, Göttingen 1985.

einer geschlechtergeschichtlichen Perspektive zu analysieren. Am Beispiel der Bemühungen um eine verbesserte Verwundetenfürsorge wollen wir untersuchen, wie der Wandel des Nationalkrieges sich im Geschlechterverhältnis niederschlug und welche Rückwirkungen dies auf Vorstellungen von Versöhnlichkeit und Unversöhnlichkeit hatte.

Auch wenn Krieg sicherlich schon seit der Antike als männliches Aktionsfeld galt, hatte sich dies im 19. Jahrhundert noch verstärkt. Bis in die napoleonische Zeit hinein war es durchaus üblich gewesen, dass Frauen die Truppen begleiteten, wenn auch nur in Ausnahmefällen als Kombattantinnen.⁴ Doch in der langen Friedensphase, die dem Wiener Kongress folgte, hatte sich für die Zeitgenossen und Zeitgenossinnen die Vorstellung des Kriegsgeschehens als eine rein männliche Angelegenheit als Norm weiter verfestigt. Darin spiegelte sich eine weitreichende Polarisierung der Geschlechterbilder: Allgemein hatte sich in dieser Zeit die bürgerliche Vorstellung getrennter männlicher und weiblicher Wirkungssphären als Ideal immer weiter durchgesetzt.⁵ Speziell für das Militär hatte die nun in vielen europäischen Ländern eingeführte allgemeine Wehrpflicht hierzu einen wichtigen Beitrag geleistet. Mit dem Nationsgedanken hatte sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Vorstellung durchgesetzt, dass die Bürger selbst für die Verteidigung zuständig seien. Der Militärdienst verschärfte im Verbund mit dem Gedanken der politischen Öffentlichkeit und Mitbestimmung seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert geschlechtsspezifische Zuschreibungen.⁶ Nicht nur ließ die massenhafte Kasernierung junger Männer den Krieg nun endgültig als exklusive Männerdomäne erscheinen. Wichtig war vielmehr darüber hinaus, dass im zeitgenössischen Denken Staatsbürgerrechte nun gern an die Staatsbürgerpflicht des Militärdienstes geknüpft wurden. Frauen blieben von beidem ausgeschlossen. Als ihre natürliche Bestimmung wurde immer wieder die Mutterrolle hervorgehoben. Mit ihr begründeten die Zeitgenossen auch die Behauptung, dass Frauen weder über die physische Konstitution verfügten, um in den Krieg zu ziehen, noch über die kognitiven Fähigkeiten, um politische und speziell außenpolitische Zusammenhänge zu erfassen.

Galten die geschlechterspezifisch getrennten Sphären zwar vielen Zeitgenossinnen und Zeitgenossen als Ideal, so hatte dieses doch in der Realität nie seine

4 Murken, J., Bayerische Soldaten im Russlandfeldzug 1812. Ihre Kriegserfahrungen und deren Umdeutungen im 19. und 20. Jahrhundert, München 2006, S. 43.

5 Als Klassiker hierzu Hausen, K., Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Conze, W. (Hg.), Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Stuttgart 1976, S. 363–293.

6 Frevert, U., Die kasernierte Nation. Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland, München 2001.

vollständige Entsprechung gefunden.⁷ In Kriegszeiten zeigte sich das wohl noch deutlicher als in Friedenszeiten. Dass die Totalisierungstendenzen des Krieges in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dazu beitrugen, die Grenzen zwischen beiden Sphären aufzuweichen, ist in der Geschichtsforschung bereits vielfältig herausgearbeitet worden.⁸ Im Folgenden wollen wir für die ersten militärischen Auseinandersetzungen zwischen den europäischen Großmächten seit dem Wiener Kongress analysieren, wie sich diese Entwicklung auf die Entstehung des Versöhnungsdenkens auswirkte, und dazu unser Augenmerk vor allem auf das Wirken Florence Nightingales und Henry Dunants lenken.

Der Anglist Rainer Emig argumentiert in einer Analyse des Kriegseinsatzes von Florence Nightingale, dass sich in diesem und in der dazugehörigen Presseberichterstattung „die häusliche Sphäre und die der Öffentlichkeit [...] mit dem Krieg verschränkt“ hätten. Mit dieser Verschränkung sei der „Grundstein für das gelegt, was in späteren Konflikten die ‚Heimatfront‘ genannt wird“,⁹ Das Entstehen einer Heimatfront gilt in der Forschung in der Regel als Kennzeichen einer Totalisierung des Krieges, die mit einer zunehmenden Unversöhnlichkeit der Kriegsparteien einherging. Man kann den Einsatz von Pflegerinnen am Kriegsschauplatz durchaus als Teil einer Entwicklung betrachten, die auf eine Ausweitung des Kriegsgeschehens hindeutete. Aber damit sind die Verschiebungen in der Wahrnehmung, Deutung und Ausgestaltung der Geschlechterrollen im europäischen Kriegswesen noch nicht in ihrer Ambivalenz erfasst.¹⁰ Denn tatsächlich lässt sich Nightingales Engagement auch in der Anfangszeit einer zwar schwächeren, aber doch gegenläufigen Entwicklungslinie verorten, in der intensive Bemühungen einsetzten, Kriege einzuhegen und dafür scharfe Grenzen zwischen dem Militärischen und dem Zivilen zu ziehen. Auch in diesem Kontext spielten von Beginn an die zeitgenössischen Geschlechterzuschreibungen eine wichtige Rolle.

7 Vgl. etwa programmatisch: Vickery, A., *Golden Age to Separate Spheres? A Review of the Categories and Chronology of English Women's History*, in: *The Historical Journal* 36/2 (1993), S. 383–414; sowie für einen historiografischen Überblick: Joris, E., *Gender Implications of the separate Spheres*, in: Eibach, J. u. M. Lanzinger (Hg.), *The Routledge History of the Domestic Sphere in Europe. 16th to 19th Century*, Abingdon 2020, S. 364–380.

8 Summers, A., *Angels and Citizens. British Women as Military Nurses, 1854–1914*, Newbury 2000; Emig, R., *Die Domestizierung des Krieges: Florence Nightingales ‚Public Relations‘-Strategien während des Krimkrieges*, in: Thiele, M. u. a. (Hg.), *Medien – Krieg – Geschlecht. Affirmationen und Irritationen sozialer Ordnungen*, Wiesbaden 2010, S. 279–294.

9 Emig, S. 290.

10 Zwar betont Emig, dass der Krieg durch Nightingale domestiziert wurde, bezieht dies jedoch auf die Auswirkungen auf den Kriegsverlauf sowie auf die Rückwirkungen von Nightingales Einsatz auf die Organisation der Krankenpflege in Großbritannien. Er geht hingegen nicht auf die nur kurz nach dem Krimkrieg einsetzenden Bemühungen ein, Kriege humanitär einzuhegen.

1. Florence Nightingale und die weibliche Verwundetenfürsorge im Krimkrieg

Der britische Botschafter in Konstantinopel, Lord Stratford Canning, schilderte in seinen Memoiren eindrücklich die unhaltbaren Zustände in der Versorgung der britischen Verwundeten in Scutari nach der blutigen Schlacht von Alma im Krimkrieg. Er sei grundsätzlich davon ausgegangen, dass in Scutari die entsprechend notwendige medizinische Infrastruktur für die Versorgung der Kranken und Verwundeten der britischen Armee vorhanden sei. Das Gegenteil war jedoch der Fall. So gab es kaum ausreichende Unterbringungsmöglichkeiten, nicht genügend medizinisches Material und kein Personal zur Versorgung,¹¹ Krankenschwestern, so schrieb er im Oktober an Dr. Menzies, den Chef des medizinischen Personals in Scutari, konnten, ähnlich wie in französischen Lazaretten bereits üblich, eine Lösung für das drängende Personalproblem sein.¹² Die Diskussion über das Für und Wider der Entsendung weiblicher Krankenschwestern an den Bosphorus wurde bereits im Herbst 1854 in der britischen Presse so hitzig geführt, dass sie auch in dem privaten Briefwechsel des britischen Botschafters, der als höchster ziviler Repräsentant der britischen Regierung im Osmanischen Reich unmittelbar vor Ort mit den krisenhaften Zuständen am Rande der militärischen Auseinandersetzungen konfrontiert war, ihre Spuren hinterließ.

Der heute in der Forschung gemeinhin als Krimkrieg bezeichnete Konflikt firmierte zeitgenössisch unter dem Namen „Russian War“ oder „War in the East“ in der britischen Öffentlichkeit und wurde, entgegen der heutigen geläufigen Bezeichnung, eben nicht nur auf der Halbinsel Krim, sondern auch im Donaudelta, auf dem Kaukasus, im Weißen Meer und sogar im Pazifik ausgetragen.¹³ Der Krieg zwischen dem Osmanischen Reich, Frankreich und Großbritannien auf der einen und dem zaristischen Russland auf der anderen Seite markierte in der Geschichte der internationalen Beziehungen des 19. Jahrhunderts eine Zäsur,

11 Lane-Pool, S., *The life of the right honourable Stratford Canning, Viscount Stratford de Redcliffe from his memoirs and private and official papers*, Bd. 2, London 1888, S. 374–376.

12 „I hear that the method adopted in the French military hospitals is very effective, but perhaps they have more hands at their disposal, and the *sœurs de charité*, I am told, are of great use. I should have thought that the women – I mean the soldiers' wives – might be made available in your wards. But, I suppose, from their not being admitted, that experience has shown the contrary.“ Stratford to Dr. Menzies, 1. Oktober 1854, in: ebd., S. 376f.

13 Tate, T., *The Crimean War*, London 2019, S. 1. Als Grund für die Fixierung der Forschung auf die Krim und letztlich auch auf die Namensgebung verweist Tate zu Recht auf die Tatsache, dass der Großteil der historischen Arbeiten auf den Berichterstattungen der damaligen Zeitungen basiere, wobei sich die meisten zeitgenössischen Journalisten eben vorwiegend auf der Halbinsel Krim aufhielten. Ebd., S. 2f. Eine ausführliche Quellenkritik bzgl. der Zeitungsberichterstattung in dieser Zeit findet sich ebenfalls in ebd., S. 3.